

# Vergangenheit unter der Lupe

In Frankreich, Italien und den USA ist die »Mikrogeschichte« längst etabliert. Diese Vorgehensweise, bei der Historiker überregionalen Entwicklungen in kleinen Einheiten nachspüren, spielt in Deutschland zurzeit kaum eine Rolle. Warum das so ist, welche Möglichkeiten diese Methode bietet und wo ihre Grenzen liegen, darüber diskutieren der Kieler Historiker Otto Ulbricht und der Düsseldorfer Geschichtswissenschaftler Achim Landwehr.

## AUF EINEN BLICK

### *Die Welt im Kleinen*

- 1 Die Mikrogeschichte ist ein geschichtswissenschaftlicher Ansatz, bei dem überschaubare Untersuchungseinheiten wie Dörfer, kleine Institutionen oder einzelne Akteure untersucht werden.
- 2 Im Zentrum der mikrohistorischen Perspektive steht nicht das historische Detail an sich. Anhand der genauen Betrachtung einer kleinen Einheit werden Aussagen über größere Zusammenhänge in der Geschichte getroffen.
- 3 Mikro- und Makrogeschichte sind keine komplementären Teile einer »Gesamtgeschichte«. Die meisten Mikrohistoriker gehen davon aus, dass diese Ebenen nicht unterschieden werden können. Die Studien lassen sich aber deutlich von synthetischen Gesamtüberblicken abgrenzen.

### **epoc: Wie sieht die Arbeit eines Mikrohistorikers aus?**

**Otto Ulbricht:** Er erforscht mit mikroskopischer Perspektive eine kleine Untersuchungseinheit – ein Dorf, eine Gutsherrschaft oder eine Person wie Margaretha Dahlhusen (siehe Beitrag S. 60). Dabei geht es ihm nicht darum, den Eigenwert von Dorf X herauszufinden, er bleibt nicht im Klein-Klein des lokalen Geschehens stecken. Er beschäftigt sich mit Fragen über die großen Prozesse und Entwicklungslinien der Vergangenheit: Wie bildete sich zum Beispiel der Staat in der Frühen Neuzeit heraus? Wie verlief die Industrialisierung? Konventionell arbeitende Historiker, die sich vor allem der Makroebene verpflichtet sehen, fügen ihre auf Basis von abstrakten Kategorien gewonnenen Erkenntnisse in einer Synthese zusammen. Dabei müssen sie immense Verallgemeinerungen in Kauf nehmen. Anhand von großen Fragen im Kleinen kann ein Mikrohistoriker hingegen prüfen, ob die Thesen seiner Kollegen stimmig sind – oder ob sie korrigiert werden müssen. Dabei hat er einen Vorteil: Da er es mit einer kleinen Untersuchungseinheit zu tun hat, kann er alle vorhandenen Quellen dazu anschauen, diese kombinieren und sie sich gegenseitig beleuchten lassen. Das ist eine Möglichkeit, um sozusagen aus der Innenperspektive zu neuen Ergebnissen und Fragen zu kommen.

**Achim Landwehr:** Da habe ich gleich einen Einwurf: Ich bezweifle, dass sich überhaupt jemand alle Quellen zu seinem Thema anschauen kann. Wenn sich ein Forscher jahrzehntelang durch ein Archiv gegraben hat, werfen seine Erkenntnisse immer wieder neue Fragen auf. Für deren Beantwortung müsste er weitere Schriftstücke heranziehen oder auf einer ganz anderen Ebene recherchieren. Ich halte das Ideal, zu einem bestimmten Gegenstand alle Quellen in Betracht ziehen zu wollen, für nicht umsetzbar.

**Ulbricht:** Ich denke, dass sich dieser Anspruch erfüllen lässt. Allerdings stößt er in der Praxis bei Dorfstudien auf eine Schwierigkeit: Wer hat schon unter den heutigen Karrierebedingungen die Möglichkeit, 20 oder 25 Jahre an einem Projekt zu arbeiten? Das ist für eine Einzelperson nicht möglich, ein Team könnte diese Arbeit leisten. Bei anderen Einheiten stellt sich diese Problematik in weit geringerem Maß.

**Landwehr:** Das zum einen, zum anderen bin ich davon überzeugt, dass wir nicht bei der mikroskopischen Perspektive bleiben können, wenn wir tatsächlich sämtliche Dokumente in Betracht ziehen wollen. Dann müssen wir uns

auch größere Zusammenhänge anschauen und stoßen irgendwann auf ähnliche Probleme, wie die großen Synthesedarstellungen sie haben: dass wir unsere Thesen mit Mut zur Lücke entwickeln müssen.

**Ulbricht:** Das sehe ich nicht so. Als Hans Medick (bis 2004 Historiker an der Universität Erfurt, vorher am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, *die Red.*) den württembergischen Leinenweberort Laichingen untersuchte, konnte er auf eine reiche Quellenlage zurückgreifen. Er wollte herausfinden, ob die moderne Fabrikindustrie aus älteren Formen ländlicher und exportorientierter Gewerbetätigkeit entstanden war. Der Ort war nicht autark, es gab Kontakte nach außen, diese Quellen musste Medick einbeziehen. Aber sobald diese Beziehungen nichts mehr mit der Perspektive der Dorfbewohner zu tun hatten, konnte er einen Schnitt machen. Der Mikrohistoriker muss bei seiner Fragestellung den Fokus deshalb so wählen, dass er sämtliche Quellen dazu berücksichtigen kann.

**Das mikrogeschichtliche Vorgehen ist bei guter Quellenlage sehr zeitintensiv. Lohnt sich der Aufwand überhaupt?**

**Landwehr:** Ja, denn anders als bei der konventionellen, auf Synthese zielenden Geschichtsschreibung kommen Historiker mit Hilfe dieses Ansatzes in gewisser Weise näher an die Menschen heran. Weil sie die sozialen Ak-

teure einbeziehen, gewinnen sie einen anderen Blick auf das Geschehen. Das macht diese Art der Forschung für Laien, wie etwa Schüler, interessant. Anders als bei den Darstellungen der großen Entwicklungsprozesse erfahren sie so, dass die Vergangenheit etwas mit ihnen zu tun hat. Zwar lassen sich mit dieser Methode nur schwer Längsschnittstudien der Vergangenheit vornehmen, aber das ist kein Manko. Diesen Anspruch hat die Mikrogeschichte gar nicht. Sie will an einer Stelle stehen bleiben und in die Tiefe bohren.

**Ulbricht:** Die Mikrohistorie hat das Konzept des »außergewöhnlichen Normalen« entwickelt. Dahinter steckt die Überzeugung, dass die Analyse einer ungewöhnlichen Überlieferung ein Stück der damaligen Normalität sichtbar macht. In seinem Buch »Der Käse und die Würmer« schildert Carlo Ginzburg (Historiker an der University of California in Los Angeles, *die Red.*) die Welt des Müllers Menocchio in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er verglich zum Beispiel seine Gedanken über den Glauben mit dem Prozess des Käsemachens und wurde daraufhin der Ketzerei angeklagt. Obwohl sicherlich nicht jeder so dachte, beleuchtet der Fall die Vorstellungswelt eines einfachen Menschen in der Frühen Neuzeit. Wenn wir in Deutschland mehr solcher Untersuchungen hätten – wie in Frankreich, Italien und den USA – und sie in die konventionelle Geschichtsschreibung integrieren würden, be-

Die Historiker Otto Ulbricht (rechts) und Achim Landwehr trafen sich mit epoc-Redakteurin Claudia Mocek im Schloss Mickeln in Düsseldorf.





*»Ich bezweifle, dass sich überhaupt jemand alle Quellen zu seinem Thema anschauen kann«*

Achim Landwehr

kämen wir ein umfassenderes Bild der Vergangenheit, bei dem der Mensch nicht außen vor bliebe und weit mehr der Möglichkeiten einbezogen würden, die es in der Vergangenheit gab. Über das, was in Amerika als *human interest* bezeichnet wird, könnten wir die Menschen zudem stärker an das Fach Geschichte heranführen.

**Landwehr:** Und zwar ohne dass es banal würde. Denn die Intention ist ja nicht, dass die Mikrohistorie nur Farbtupfer für die Makrogeschichte liefert, sie verbindet beide Untersuchungsebenen. Mit ihrer Hilfe lässt sich vermeiden, dass die Darstellungen der Vergangenheit zu stark vereinfacht werden – sie kann zeigen, dass Ereignis A nicht zwangsläufig zu Ereignis B führte. Historiker, die Synthesen schreiben, müssen komplexe Entwicklungen reduzieren,

um sie auf zwei, drei große Linien zu bringen. Mikrogeschichtliche Untersuchungen verdeutlichen, dass das nicht immer geht. In einigen Fällen konnten sie sogar zeigen, dass diese großen Linien unter Umständen gar nicht stimmen.

#### **Können Sie dafür ein Beispiel nennen?**

**Landwehr:** Lange Zeit sind die Forscher etwa davon ausgegangen, dass die Staatsbildung in der Frühen Neuzeit dazu führte, dass die gesamte Gesellschaft sozial diszipliniert wurde – zum Beispiel durch die Ausweitung der städtischen Armenfürsorge, der Kirchengleichheit und der staatlichen Verfolgung von Kriminalität. Wenn wir uns diese Entwicklungen in den Städten und Dörfern anschauen, stellen wir fest, dass die Obrigkeit zwar immer mehr Gesetze erließ. Aber zeitgleich entwickelten die Bewohner eine unglaubliche Kreativität im Umgang mit solchen Vorgaben. Innerhalb bestimmter Rahmenbedingungen spielten sie damit und nutzten sie für ihre Interessen. Diese Phänomene tauchen in keiner Synthesedarstellung auf, der mikrohistorische Ansatz aber kann sie beleuchten – das ist enorm wichtig.

#### **Die Gegner der Mikrogeschichte kritisieren, sie sei nicht repräsentativ, weil es ihr nur um Einzelfälle gehe.**

**Ulbricht:** Der Vorwurf unterstellt, dass allgemein gültige Aussagen einzig und allein mit Hilfe von Statistik gemacht werden können. Das lässt sich aber für große Bereiche der Geschichte gar nicht umsetzen – vor allem nicht, wenn man Aussagen über Qualitatives anstrebt. Wenn Sie die Getreidepreise im Frankreich der Frühen Neuzeit erforschen, dann werden Sie diesem Anspruch vielleicht noch gerecht. Dann kommen Sie zu der formalisierten Aussage, dass der Preis so und so hoch war. Nehmen Sie im Gegenzug das Beispiel des Schweizer Auto-

#### NICHT NUR IN DER WISSENSCHAFT ERFOLGREICH

Nach Carlo Ginzburgs Buch »Der Käse und die Würmer« (1976, zuletzt in Deutschland 2007 aufgelegt) entstanden – vor allem in Italien, Frankreich und den USA – zahlreiche mikrohistorische Studien, die zum Teil auch über Wissenschaftskreise hinaus erfolgreich waren: So das Werk der emeritierten Professorin an der Princeton University Natalie Zemon Davis (»Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre«, deutsch: 1984), dem der Film »Le retour du Martin Guerre« vorausging, an dem die Autorin mitarbeitete. Die Harvard-Dozentin Laurel Thatcher Ulrichs erhielt den Pulitzerpreis für »A Midwife's Tale« (1991).

biografen Felix Platter aus dem 16. Jahrhundert. Er berichtet von seinem an der Pest erkrankten Vater, der sich fragt: »Was habe ich falsch gemacht, wodurch habe ich gesündigt?« So eine Frage wird man in den Quellen kaum noch einmal finden. Trotzdem halte ich sie für typisch – und damit repräsentativ für das Denken im religiösen Zeitalter.

**Landwehr:** Nach der Repräsentativität fragen vor allem Forscher, die große Entwicklungslinien zeichnen wollen und zum Beispiel die Entstehung der Demokratie untersuchen. Sie sehen darin ein Identitätsangebot für die heute lebenden Menschen, das ihnen die fundamentalen Werte vermitteln soll. Diese Funktion von Geschichtswissenschaft entstand im 18./19. Jahrhundert. Dahinter steckt ein statistisches Modell, das auf der Überzeugung beruht, dass es einen standardisierten historischen Verlauf gibt. In Zentraleuropa gibt es aber mit England und Frankreich nur zwei Länder, die einem solchen Musterbeispiel gerecht werden – die restlichen Nationen wie Deutschland gelten als Sonderfälle. Wenn jemand das Idealbild einer Gesellschaft oder eines Landes schaffen will, kann er so vorgehen. Mikrohistoriker wollen keine Identitätsfindung leisten, sie wollen die Vielfalt und Mehrschichtigkeit aufzeigen. Vor diesem Hintergrund läuft der Vorwurf der fehlenden Repräsentativität ins Leere.

**Ulbricht:** Und das Schreiben von Synthesen ist nicht das einzige Ziel von Geschichtswissenschaft. Sie hat auch die Aufgabe, ein tieferes Verständnis der Vergangenheit zu ermöglichen. Wenn man das anerkennt, hat die Mikrogeschichte ihre Funktion schon erfüllt.

**Herr Ulbricht, Sie betonen vor allem die stärkere Glaubwürdigkeit und die größere Realitätsnähe der Mikrohistorie im Vergleich zur konventionellen Forschung. Warum?**

**Ulbricht:** Der Forschungsansatz ist glaubwürdiger und kommt der Realität näher, weil er auf einer größeren Quellennähe und -dichte beruht. Untersuchungen, die darauf zielen, abstrakte Prozesse zu beschreiben, greifen häufig nur auf Sekundärliteratur zurück. Wenn jemand wirklich sehr gut arbeitet, schaut er sich vielleicht noch die zentralen Quellen an. Dennoch kommt er mit dieser Arbeitsweise der sozialen Realität, wie sie uns überliefert ist, nicht so nah wie ein Mikrohistoriker.

**Landwehr:** Mit dieser Behauptung habe ich ein Problem, und zwar aus einem geschichtstheoretischen Grund. Alle Historiker – egal wie klein- oder großräumig ihr Untersuchungsge-



biet ist – arbeiten mit Schriftquellen, Ton- oder Filmdokumenten. Dabei gibt es auf der erkenntnistheoretischen Ebene eine ganze Menge an Grenzen, die wir akzeptieren müssen: Allein wenn wir uns diese seltsame Institution Archiv ansehen! Die meisten Quellen stammen ja von der obrigkeitlichen Seite – staatliche, juristische, kirchliche Institutionen, die den Blick richten auf diejenigen, die in den Quellen häufig nur passiv vorkommen, zum Beispiel als Angeklagte vor Gericht. Von daher habe ich meine Probleme mit der Realitätsnähe. Ich behaupte nicht, dass die Mikrogeschichte keine besitzt, sie hat eine andere als die Synthese – das ist sicher wahr. Aber eine andere Perspektive bedeutet nicht mehr Realitätsnähe.

**Ulbricht:** Das überzeugt mich nicht. Worauf Sie zu Recht hinweisen, ist, dass unser Blick auf die Realität beschränkt ist durch das, was in den Archiven gesammelt worden ist. Dennoch bewegt sich die Synthese auf einer größeren Abstraktionsebene als die Mikrogeschichte, das habe ich mit dem Begriff Realitätsnähe gemeint.

**Landwehr:** Mit Abstraktionsebene könnte ich mich schon eher anfreunden. Denn wenn wir das Wort Realitätsnähe in einem ganz naiven Sinn verstehen, entsteht der Eindruck, dass die Mikrohistorie näher an der Vergangenheit ist als die Synthesenbildung. Es ist zwar eine andere Form der historischen Realität, die die Mikrogeschichte präsentiert. Aber das, was die Synthese vermittelt, kann sie wiederum auch

*»Der Mikrohistoriker muss bei seiner Fragestellung den Fokus so wählen, dass er sämtliche Quellen dazu berücksichtigen kann«*

Otto Ulbricht

nicht leisten. Die Mikrohistoriker wollen ja nicht die Beschreibungen der großen Linien abschaffen. Sie sollen nur komplexer werden.

**Ulbricht:** Jeder Mikrohistoriker kennt die abstrakten Prozesse wie zum Beispiel den der Konfessionalisierung. Die Mikrogeschichte übt hier letztendlich eine Korrektivfunktion aus: Stimmen die Thesen über die großen Entwicklungslinien? Zudem wirft sie neue Fragen auf.

**In den 1980er und 1990er Jahren haben Historiker in Deutschland viel über Mikrogeschichte diskutiert. Wie sieht es heute aus?**

**Landwehr:** Im Moment sorgt der Ansatz ja nicht für große Diskussionen. Deswegen finde ich es auch so wichtig, dass Herr Ulbricht in seinem aktuellen Buch darauf hinweist, dass der Ansatz nicht bloß eine Mode war, sondern eine Methode ist, die wir unbedingt weiter pflegen sollten. Dass diese Form des historischen Arbeitens in den 1980er und 1990er Jahren so intensiv betrieben wurde, lässt sich mit institutionellen Zusammenhängen erklären: Die Deutschen, die damals mikrogeschichtlich geforscht haben, hatten Lebenszeitstellen am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Die Untersuchungen, die zum Teil über Jahrzehnte liefen, hätten damals an keiner Uni stattfinden

können. Auch heute kann ich mir keinen universitären Rahmen vorstellen, in dem so langfristige und tiefeschürfende Forschungen stattfinden könnten.

**Ulbricht:** Schon damals war die Diskussion um die Mikrogeschichte keine echte Auseinandersetzung. Es wurden zwar Polemiken angehäuft, aber die Argumente der Mikrohistoriker haben die Gegner nicht aufgegriffen. Stattdessen haben sie sie, den Blick nur auf deutsche Verhältnisse gerichtet, mit der Alltagsgeschichte gleichgesetzt. Das ist bedauerlich. Dabei haben Hans Medick, Carlo Ginzburg und Natalie Zemon Davis eine ganze Reihe grundsätzlicher Probleme angesprochen, zum Beispiel das Verhältnis von Mikro- und Makroebene, deren Diskussion der Geschichtswissenschaft gutgetan hätte.

**Woran lag es, dass eine echte Auseinandersetzung ausblieb?**

**Landwehr:** Das hat eine wissenschaftspolitische Dimension. Hans-Ulrich Wehler (bis 1996 an der Universität Bielefeld, *die Red.*) – ein Gegner der Mikrogeschichte – hat gesagt, bei einer solchen Diskussion gehe es um die Lufthoheit über den Schreibtischen und die Frage, wer das Primat der Diskussion für sich beanspruchen könne. Denn dieses bedeutet Macht, Einfluss, entsprechende Positionen und Drittmittel. Vor diesem Hintergrund werden Auseinandersetzungen geführt, die sich nicht mit inhaltlichen Aspekten beschäftigen.

**Waren die ersten mikrogeschichtlichen Untersuchungen der 1970er Jahre in erster Linie politisch motiviert?**

**Ulbricht:** Sowohl politisch als auch innerwissenschaftlich; beide Bereiche stehen oft in Beziehung zueinander. Damals hatten unter anderem Umweltkatastrophen wie etwa der Chemieunfall in Seveso, bei dem hochgiftiges Dioxin freigesetzt wurde, den Fortschrittsglauben erschüttert. Historiker kritisierten die bis dahin übliche Historiografie, die den Gang der Dinge und die wesentlichen Strukturen vergangener Gesellschaften zu kennen glaubte. Sie warfen den Traditionalisten vor, alle Entwicklungen daran zu messen, wie fortschrittlich und modern – aus Sicht der westlichen Gesellschaften – sie seien. Die Mikrogeschichte verstand sich als Gegenbewegung dazu. Der innerwissenschaftliche Impuls war die Kritik an der Verdrängung des Menschen aus der Geschichtsschreibung durch Quantifizierung und Reduzierung auf das Sozioökonomische. Aber Individuen sind keine Marionetten, die passiv an den Fäden der

»Nach der Repräsentativität fragen vor allem Forscher, die große Entwicklungslinien zeichnen wollen«

Achim Landwehr





»Das Schreiben von Synthesen ist nicht das einzige Ziel von Geschichtswissenschaft. Sie hat auch die Aufgabe, ein tieferes Verständnis der Vergangenheit zu ermöglichen«

Otto Ulbricht

Strukturen hängen. Er oder sie fragt sich zum Beispiel: Was mache ich, wenn die Globalisierungswelle über mich hinwegrollt? Mache ich mit? Stelle ich mich taub? Ich habe Reaktionsmöglichkeiten, deren Wirksamkeit natürlich unterschiedlich ist.

**Landwehr:** Globalisierung ist ein gutes Stichwort. Damit beschäftigen wir uns in der Frühen-Neuzeit-Forschung ja gerade intensiv. Aber je genauer wir hinschauen, desto mehr Lokalisierung kommt dabei heraus. Mit der Globalisierung können wir zwar manche Entwicklung erklären – aber nicht jede. Wir müssen wieder lernen, genauer hinzuschauen – wie sieht es denn im Dorf X, bei Person Y tatsächlich aus? Kommt die Globalisierung an? Spielt sie überhaupt eine Rolle? Bei den Antworten auf diese Fragen kann die Mikrogeschichte helfen.

#### Wie geht es in Zukunft weiter mit dem Ansatz?

**Landwehr:** Geschichtswissenschaft ist ja vor allem eine Gegenwartswissenschaft. Wir versuchen Fragen zu beantworten, die uns heute umtreiben. Dazu beschäftigen wir uns mit früheren Zuständen. Nicht im platten Sinn, dass wir linear erklären könnten, woher eine Entwicklung kommt. Wir suchen nach Unterschieden und Ähnlichkeiten zu heute. Deshalb würde es uns in der Forschung weiterführen, wenn wir die ideologischen Grabenkämpfe hinter uns lassen und unterschiedliche Zugangsweisen und Per-

spektiven auf ein bestimmtes Problem zulassen würden. Dafür gibt es sicherlich keine Blaupause. Das wäre auch arbeitsintensiv und eher etwas für ein Team. Aber es wäre einen Versuch wert, um neue Fragestellungen zu generieren.

**Ulbricht:** Ich bin ein bisschen skeptisch gegenüber Ihrem großen Harmoniebedürfnis. Die Diskussion über Methoden und grundsätzliche Probleme muss weitergehen. Sonst besteht die Gefahr, dass alles beim Alten bleibt. Glücklicherweise arbeitet Thomas Robisheaux (Historiker an der Duke University, *die Red.*) in den USA gerade an einer Studie über »Microhistory and its ambitions«.

**Landwehr:** Ich finde auch, dass die Diskussion weitergehen muss. Aber ich plädiere gegen ideologische Verhärtungen. Die Historiker haben in der Vergangenheit nicht mit-, sondern gegeneinander diskutiert, und dann schließ die Auseinandersetzung in Deutschland ein.

**Ulbricht:** In England, Frankreich und den USA vertreten Forscher heute die Ansicht, dass die Mikrogeschichte einer der erfolgreichsten neuen Wege in der Geschichtswissenschaft ist – nicht nur, um unterprivilegierte Schichten zu untersuchen. In Italien werden auf diesem Weg bereits Themen der Politikgeschichte erschlossen. Inzwischen gibt es auch in Deutschland erste Plädoyers hierzu. ~

Das Gespräch führte **Claudia Mocek**.

LITERATURHINWEISE  
IM INTERNET

[www.epoc.de/  
artikel/1044108](http://www.epoc.de/artikel/1044108)